

REZENSIONEN

Franz Krojer

Die Präzision der Präzession

Illigs mittelalterliche Phantomzeit aus astronomischer Sicht

Differenz-Verlag, München 2003

ISBN 3-00-009853-4, 489 Seiten, € 26,00

Rezensent¹:

STEFAN TAUBE²

Die Zeit zu messen, die Zeit gewissermaßen zu machen, ist von jeher eine Aufgabe der Astronomie. Vielleicht ihre älteste Aufgabe überhaupt. Wie viele Fallstricke aber lauern, wenn aus heutiger Sicht historische Quellentexte mit moderner Himmelsmechanik in Übereinstimmung gebracht werden sollen, vermittelt dieses Buch.

Wovon dieses Buch genau handelt steht im Untertitel: Es geht um „Illigs mittelalterliche Phantomzeit aus astronomischer Sicht“. Wer sich darunter nichts vorstellen kann, wird vom Autor nicht allein gelassen, denn Franz Krojer führt gründlich in das Thema ein.

Hier sei kurz zur Erläuterung erklärt, worum es geht: Seit etwa 10 Jahren sorgt der Buchautor Heribert Illig mit seiner These vom erfundenen Mittelalter für Aufsehen. Nach dieser These hat Karl der Große nie existiert, denn ca. 300 Jahre, etwa von 600-900 nach Christus, sollen niemals real stattgefunden haben. Diese 300 Jahre sind, laut Illig, eine Erfindung des späten Mittelalters, der überlieferte Karl der Große ist eine Art Lückenfüller für die nicht real durchlaufenen Jahre.

In seinen Büchern führt Illig hierfür jede Menge Indizien an, die er historischen Quellen sowie gründlichen Untersuchungen in den Bereichen Architektur und Archäologie entnimmt. Für uns und für Franz Krojer ist aber vor allem ein Argument Illigs interessant: Im Zuge der Kalenderreform Papst Gregors des XIII. im Jahre 1582 wurden 10 Tage gestrichen und eine Modifikation der Anwendung von Schaltjahren begründet, also insgesamt der bis dahin benutzte Julianische Kalender modifiziert.

Der Grund ist, dass die im Julianischen Kalender angenommene Jahreslänge mit 365,25 Tagen nicht genau genug die realen Verhältnisse wiedergibt. Daher findet der astronomische Frühlingsanfang (Tag- und Nachtgleiche) immer früher im Kalenderjahr statt. Zur Zeit von

¹ Diese Rezension, hier ganz geringfügig redigiert, erschien zuerst auf <http://www.astronomie.de>. Wir danken dem Verfasser und der Online-Redaktion der Website für die freundliche Abdruckgenehmigung. (Red.)

² Stefan Taube studierte Mathematik und Physik in Freiburg. Er arbeitet heute als Online-Redakteur und ist begeisterter Amateurastronom.

Papst Gregor hatte sich der Fehler schon auf 10 Tage summiert. Damit Ostern nicht irgendwann auf Weihnachten fällt, musste der Papst eingreifen. Durch den neuen Gregorianischen Kalender sind die Julianischen Schaltregeln modifiziert, insofern es jetzt Ausnahmen zu der Regel, dass alle vier Jahre ein Schaltjahr ist, gibt. Um mit der Einführung des Gregorianischen Kalenders 1582 den Frühlingsanfang auf den 21. März zu bringen, mussten einmalig 10 Tage gestrichen werden.

Anders Heribert Illig. Er geht davon aus, dass zur Einführung des Julianischen Kalenders, 45 v.Chr., die Frühlingstagundnachtgleiche am 21. März war. Damit Papst Gregor 1582 wieder am 21. März Frühlingsbeginn feiern kann, müsste er eigentlich 13 Tage gestrichen haben. Diese Differenz von 13 zu 10 Tagen führt Illig auf fehlende drei Jahrhunderte zurück. Nur so konnte, laut Illig, an den Julianischen Kalender angeschlossen werden. Gregor führte seine Reform also nicht 1582 durch, sondern 1282, und auch wir leben eigentlich im Jahr 1703 (plus/minus ein paar Jahre).

Hier sah sich der Informatiker und begeisterte Amateur-Astronom Franz Krojer herausgefordert. Franz Krojer zeigt, wie ungesichert die Annahme des 21. März als Frühlingstagundnachtgleiche bei Caesar ist. Doch damit lässt es Krojer nicht bewenden: Er fragt sich, ob es möglich ist, Argumente zu liefern, die nicht nur Illigs Erklärungen für eine Phantomzeit widerlegen, sondern die Möglichkeit einer Phantomzeit generell ausschließen?

Wer glaubt, hier einfach „Ja und Amen“ sagen zu können, ist sich der Problematik nicht bewusst, und Krojer selbst führt die Wissenschaftler vor, die glaubten, mal so eben das Gespenst einer Phantomzeit in einem kurzen Essay wegwischen zu können.

Eine Methode Krojers ist beispielsweise die Benutzung der Präzession der Erdachse als Uhr. Indem er historisch überlieferte Messungen ekliptikaler Längen mit heutigen Längen vergleicht und die Wanderung des Frühlingspunkts durch den Tierkreis berücksichtigt, kann er diese historischen Messungen datieren. Das so gewonnene Datum ist mit historischen Quellen zu vergleichen. Diese Methode erlaubt keine Abweichung von 300 Jahren.

Das vorliegende Buch versammelt die Gedanken, die der Autor sich seit dem Sommer 1999 (oder 1699) zu dem Thema gemacht hat. Dabei ist der Aufbau etwas eigenwillig: In einer Einleitung führt der Autor gründlich in das Thema ein. Danach hat Franz Krojer in seinem Buch zwei Briefe an Heribert Illig abgedruckt. In diesen Briefen wiederholt Franz Krojer noch einmal genau, um was es geht, und kurioserweise trägt er schon hier die besten Argumente zur Wiederlegung der Phantomzeit ausführlich vor.

„Kurioserweise“ deswegen, weil immer noch 400 Seiten Buch vor uns liegen. Nachdem also im Vorfeld gewissermaßen alles geklärt ist, stehen im Hauptteil des Buches rund zwei Dutzend weitestgehend in sich geschlossene Aufsätze des Autors, die sich um die oben angedeuteten Fragen und den Zusammenhang von Chronologie und Astronomie drehen.

Hierbei wird Heribert Illig selbst zum Phantom. Ein Phantom, das Franz Krojer unermüdlich zu neuen Entdeckungen in Quellentexten, Bibliotheken und Sekundärliteratur antreibt. Manchmal kommt Illig selbst vor: Der Autor beschreibt genau, zu welcher randständigen Gruppe Illig gehört und erzählt, wie Illigs geistiger Vater Velikovsky schon Albert Einstein auf die Nerven ging. Dann wieder setzt sich Franz Krojer konkret mit Argumenten Illigs und seiner Anhänger auseinander. Hin und wieder sind die Aufsätze aber losgelöst von Heribert Illig und stellen für sich kleine Perlen der Astronomiegeschichte dar.

Fazit: Das Buch hat einen konkreten Anlass und ist daher nicht als einfache Ersatzlektüre für Wolkennächte zu empfehlen. Der Versuch, Illig stichhaltig zu widerlegen, führt gewungenermaßen zu einem hohen Grad an Sorgfalt, der das Buch nicht gerade lesbarer macht, denn jede Aussage wird mit Literaturangaben und Zitaten akribisch belegt, und jedes mögliche, auch noch so abwegige Gegenargument wird sorgfältig untersucht, um den Anhängern Illigs von vornherein jedes Schlupfloch zu verschließen. Da das Buch aus einzelnen Aufsätzen besteht, gibt es außer dem Phantom Illig keinen roten Faden, an den sich der Leser halten kann. Wer sich also einfach ein Überblickswissen der Astronomiegeschichte anlesen will, greife besser beispielsweise zu Jürgen Hamels *Geschichte der Astronomie*.

Sollten Sie sich jedoch ausgiebiger mit Astronomiegeschichte beschäftigen, hat diese Streitfrage Ihnen eine Fülle von Anregungen zu bieten. Das Buch ist voller Gedanken und Informationen, denn dank Heribert Illig hat sich der Informatiker und Hobby-Astronom Franz Krojer zu einem Experten der Astronomiegeschichte entwickelt. Heribert Illig und Lesern mit Interessenschwerpunkt Astronomiegeschichte will ich das Buch nachdrücklich empfehlen.

Gerhard Mayer

Schamanismus in Deutschland

Konzepte – Praktiken – Erfahrungen

(Reihe Grenzüberschreitungen, Band 2)

Ergon, Würzburg 2003

ISBN 3-89913-306-4, 165 Seiten, € 24,00

Rezensent:

KOCKU VON STUCKRAD³

Die Auseinandersetzung mit dem Schamanismus hat in Europa – und dann auch in Nordamerika – eine Jahrhunderte alte Tradition. Zunächst waren es Missionare, Abenteuerreisende und Händler, die aus den weiten Steppen Nordeasiens Kunde von merkwürdigen religiösen Bräuchen nach Europa brachten, die im achtzehnten Jahrhundert als der Inbegriff irrationalen und unaufgeklärten Denkens und Handelns erschienen. Zugleich aber wuchs auch die Faszination dieser nun schon überall als „Schamanismus“ bezeichneten Religionsform, und nicht wenige Europäer – von Herder über Goethe bis Victor Hugo – erblickten in den Schamanen religiöse Virtuosen, wie sie auch in der Antike vermutet wurden, Ekstater und Künstler wie Orpheus, die mithilfe der Musik und Poesie einer Ebene der Wirklichkeit teilhaftig wurden, die den „Gebildeten, zu nichts Verbildeten“, wie es bei Werther heißt, unzugänglich waren.

³ Dr. habil. Kocku von Stuckrad ist Religionshistoriker und Dozent am Chair for the History of Hermetic Philosophy and Related Currents der Universität Amsterdam.

Die Ambivalenz der Bewertungen lässt sich im westlichen Schamanismuskurs bis heute nachzeichnen. Herrschte auf ethnologischer Seite zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts die Pathologisierung des Schamanen vor und seine Einordnung in eine primitive Urform von Religion, so begann mit der Schamanismus-Studie von Mircea Eliade in den 1950er Jahren eine Sicht an Einfluss zu gewinnen, die den Schamanismus als eine Art anthropologischer Konstante beschrieb, als Ensemble von religiösen Praktiken und Anschauungen, das es religiösen Funktionsträgern erlaubt, im Auftrag ihrer Gemeinschaft Kontakt mit Wesenheiten aus anderen Wirklichkeitsbereichen aufzunehmen. Eliade war es auch, der die Trance und Ekstase als entscheidendes Merkmal des Schamanismus einführte – oder, wie manche Ethnologen kritisch vermerken, erfand.

Diese Vorgeschichte der europäischen Meinungsbildung zum Schamanismus bildet auch den Hintergrund der Studie von Gerhard Mayer, die am Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene (IGPP) in Freiburg entstanden ist. Allerdings stehen bei ihm nicht die kulturgeschichtlichen Zusammenhänge im Mittelpunkt des Interesses, sondern sozialwissenschaftliche Analysen eines Phänomens, welches sich aus dieser Geschichte herausbildete und meist als „Neo-Schamanismus“ – oder, neutraler, als „moderner westlicher Schamanismus“ – bezeichnet wird. In den 1960er Jahren erlebte nämlich der Schamanismuskurs in Nordamerika eine entscheidende Wende. Im Anschluss an die Bücher Carlos Castanedas entdeckte die so genannte New-Age-Bewegung die Figur des Schamanen als eine religiöse Chiffre für ein neues Verhältnis des Menschen zur Natur, für seine Fähigkeit, Zugang zu spirituellen Ebenen der Wirklichkeit zu gewinnen und nicht zuletzt dafür, wie der Mensch ein respektvolles Leben inmitten des „Netzes der Schöpfung“ führen könne. Schamanismus wurde nun zu einem spirituellen Weg, der nicht nur den *Natives* offen stand, sondern jeder und jedem. Voraussetzung sei lediglich die Überwindung eines mechanistisch-positivistischen Verhältnisses zur Natur, das durch ein holistisch-vitalistisches Verständnis ersetzt werden müsse. Diese Zusammenhänge werden von Mayer in einem kurzen Aufriss (S. 20-38) schlüssig dargestellt und mit der einschlägigen Literatur belegt.

Zwar liegen inzwischen etliche wissenschaftliche Studien vor, die sich dem modernen Schamanismus in Europa und Nordamerika aus ethnologischer oder religionswissenschaftlicher Richtung nähern (und nach Erscheinen von Mayers Studie sind noch einige hinzugekommen), doch eine empirische Analyse der Situation im deutschsprachigen Raum sucht man vergeblich. Insofern ist es überaus erfreulich, dass man sich am IGPP des Themas angenommen und eine Feldstudie aufgelegt hat, die sich ausdrücklich als Vorstudie versteht. Als Forschungsziel „sollte ein erstes genaueres Bild von der Schamanismus-Szene im deutschsprachigen Raum gewonnen werden. Das gewünschte Ergebnis bestand in einer Deskription der 'Szene' und einem vorläufigen Systematisierungsversuch“ (S. 17). Angesichts einer überaus disparaten Szene und einer Reihe von definitorischen Problemen ist die Bescheidenheit dieser Zielsetzung ebenso überzeugend wie die zur Erlangung des Zieles verfolgte Methode: Nicht die Repräsentativität der Daten mithilfe einer quantitativen Erhebung wurde angestrebt, sondern das gründliche Erfassen „der Arbeitsweisen, Motivationsstrukturen und Belief-Systeme von einzelnen schamanisch tätigen Personen ..., damit das Bild an Tiefe gewinnen kann“ (ebd.). Besonders das in der qualitativen Sozialforschung erprobte Instrument

der Tiefeninterviews – hier mit sieben „schamanisch Tätigen“ durchgeführt – liefert für diese Fragestellung interessante Ergebnisse.

Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus gesehen sind die Tiefeninterviews mit Sicherheit der wichtigste Teil der Feldstudie (so sieht es auch der Autor, s. S. 137). Mayer beschränkt sich jedoch nicht auf diese Art der Datenerhebung, sondern liefert auch Beschreibungen von schamanischen Kongressen sowie von schamanischen Seminaren und Einführungsveranstaltungen, an denen er teilnahm. Der Wert dieses Teils der Studie lässt sich natürlich in Frage stellen. Nicht nur, dass die Auswahl der Seminare und Vorträge auch anders hätte ausfallen können; methodisch schwerer wiegt die Tatsache, dass es sich hier um äußerst subjektive und keineswegs verallgemeinerbare Eindrücke des Autors handelt. Wenn Mayer von seinem Versuch spricht, „mit einigen Eindrücken ein Bild vom Charakter der Veranstaltung, der Protagonisten und der Besucher zu skizzieren“ (S. 39), so scheint er sich über den begrenzten Aussagewert dieser Einschätzungen im Klaren zu sein. Derartige Schilderungen – die keineswegs eine „dichte Beschreibung“ im Sinne Geertz' sind – richten sich an eine breite Leserschaft, die sich für den modernen Schamanismus interessiert und einen ersten Eindruck von dem Feld gewinnen möchte. Diese Menschen kann Mayer beruhigen: „[Ich hatte] nicht den Eindruck, es handele sich um eine 'Seelenfängerveranstaltung' oder etwas in diese Richtung Gehendes“ (S. 45). Zwei Seiten später heißt es: „Die Schamanen hinterließen bei mir einen guten Eindruck“. Die Frage nach den „ernsthaften Risiken für die Teilnehmer“ (S. 51) ist wissenschaftlich jedoch völlig unklar. Sie verdankt sich eher der diffusen Diskussion in einer breiteren Öffentlichkeit sowie den vagen Vorstellungen von „Psychohygiene“, die in der Arbeit des IGPP noch immer eine Rolle spielen (s. S. 17f.).

Den stärksten Teil des Buches bilden denn auch die Beschreibungen und Analysen der Tiefeninterviews, die einen faszinierenden Einblick in die Motivationen, Lebensumstände und religiösen Anschauungen der Beteiligten erlauben. Ausgehend von einem groben Leitfaden für die Interviews (im Anhang abgedruckt), der sich überzeugend aus wissenschaftlichen Fragestellungen ergibt, gelingt es Mayer, in oft stundenlangen Gesprächen Zugang zur Welt der „schamanisch Praktizierenden“ zu erlangen, die in vertrauensvoller Atmosphäre Auskunft geben. Es entsteht das Bild einer religiösen Deutungsstruktur, die sich mühelos in eine westliche Kultur und die Biografien der Beteiligten einfügen lässt. „Bodenständigkeit, alltagspraktischer Realitätsbezug und ein animistisches Weltbild“ (S. 138) ziehen in der Kombination keineswegs Identitätsprobleme nach sich. Auch „die Kommunikation mit 'Wesenheiten in der nichtalltäglichen Wirklichkeit' ist von großer Selbstverständlichkeit und führt nicht zu Anpassungsproblemen“ (ebd.).

Es spricht für den Autor, dass er sich auf die soziologischen Kontexte beschränkt und die metaphysischen Implikationen aus seiner Bewertung ausgrenzt: Es kann „nicht um eine Validierung der berichteten Phänomene hinsichtlich ihres ontologischen Status“ gehen. Dafür fehlt jegliche Grundlage“ (S. 106). Gerade diesen Fehler begehen nämlich häufig Kritiker des westlichen Schamanismus – oft aus dem ethnologischen Lager, die den „Beton-schamanismus“ vom „echten“ indigenen Schamanismus absetzen wollen –, die strukturell ebenso ontologisch argumentieren wie die schamanisch Praktizierenden selbst. Die wissenschaftliche Analyse muss sich jedoch auf die Frage beschränken, „wie die schamanisch Praktizierenden ihre Erlebnisse verstehen, deuten, in ihr Belief-System, ihre Arbeit und den Alltag

integrieren“ (ebd.). Dafür liefert Mayers Studie eine hervorragende Ausgangsbasis. Und sie kommt zu überaus interessanten Ergebnissen, etwa wenn der Autor die Hypothese aufstellt, dass der „psychische Input, der auf das biophysikalische System einwirkt“, im Schamanismus durch die Bereitstellung eines Deutungssystems verstärkt wird (S. 141). „Magisches“ Denken, so Mayer, könnte einen evolutionären Vorteil gegenüber rationalem Denken haben, da es die Selbstheilungskräfte wirksamer aktiviert (ebd.). Hier würde man gern mit dem Autor weiter diskutieren, denn Abgrenzungen von „Magie“ und „Rationalität“ sind aus religionswissenschaftlicher Sicht überaus schwierig und vorurteilsbeladen.

Doch solche Diskussionen gehen bereits über die Studie hinaus. Als Fazit bleibt festzuhalten, dass Gerhard Mayer die erste wissenschaftliche Darstellung des deutschsprachigen Schamanismus vorgelegt hat. Das Buch ist historisch gut informiert, ausgewogen in seinen Bewertungen und bietet weiterführende Lesehinweise. Richten sich die Beschreibungen der Seminare und Kongresse eher an ein breiteres interessiertes Publikum, so sollten die Darstellung und Analyse der Tiefeninterviews von der empirischen Sozialforschung zum Phänomen „Schamanismus“ aufgegriffen und weiter diskutiert werden. *Schamanismus in Deutschland* ist ein wichtiger Beitrag zur Forschung und sei sowohl Fachleuten als auch Laien unbedingt zur Lektüre empfohlen.

Ian Stevenson

European Cases of the Reincarnation Type

McFarland & Co., Jefferson, N.C./London 2003

ISBN 0-7864-1458-8, 270 Seiten, € 48,94

Rezensent:

DIETER HASSLER⁴

Der Titel des Buches ist nur für Kenner der Reinkarnationsforschung nach Ian Stevenson unmittelbar verständlich. Es geht um europäische Kinder, vorzugsweise im Kindergartenalter, die spontan behaupten, sich in Einzelheiten an ein „früheres Leben“ zu erinnern, typische Verhaltensweisen (auch Fertigkeiten) dieser verstorbenen „früheren Person“ zeigen oder sogar Geburtsmerkmale aufweisen, die in Bezug zu körperlichen Eigenheiten der „früheren Person“ stehen. (Nicht zu verwechseln mit Erinnerungen bei hypnotischen Rückführungen!).

Prof. Ian Stevenson, Arzt und Psychiater an der Universität von Virginia, hat Anfang der 60er Jahre Karrieremöglichkeiten im Mainstream seiner Wissenschaft zugunsten einer Forschungstätigkeit ausgeschlagen, die es in dieser Form bisher nicht gab, und diesem Außenseiterthema sein ganzes Forscherleben (geboren ist er 1918) bis in unsere Tage gewidmet. Er wollte den bisher nur anekdotisch berichteten Fällen von Kindern (z.B. in Deutschland K.O.

⁴ Dieter Hassler, Dipl.-Ing. Nachrichtentechnik, war bis 1995 in der medizinisch-technischen Forschung tätig und befaßt sich seither mit Feldforschung zur Reinkarnation in Deutschland.

Schmidt: „Wir leben nicht nur einmal“) genauer nachgehen, deren Äußerungen und Verhalten mit der Reinkarnationshypothese am einfachsten erklärbar zu sein schien.

Stevenson bereiste im Lauf der Jahrzehnte die ganze Welt und trug bis heute knapp 3000 solcher Fälle aus vielen Kulturkreisen zusammen. Einige Hundert davon wurden von ihm akribisch hinterfragt und liefern starke Hinweise für die Gültigkeit der Reinkarnationshypothese. Stevenson weist aber immer auf alternative Erklärungsmöglichkeiten hin, die nicht ausgeschlossen werden können, und er hütet sich daher, von Beweisen für Reinkarnation zu sprechen (auch wenn ihm Verleger für Buchtitel anderes aufzwingen).

Die detailreichsten und damit überzeugendsten Fälle dieser Art stammen mehrheitlich aus dem süd-asiatischen Raum, in dem der Gedanke der Wiedergeburt wichtiger Bestandteil der dortigen Religionen ist. Daraus leitet sich ein wichtiger Einwand vieler Menschen unserer westlichen, durch das Christentum geprägten Welt gegen die Hinweise auf Reinkarnation aus der Stevensonschen Forschung ab. Er besagt, dass es sich dabei um kulturell bedingte, psychische Effekte handeln müsse, die der Westler Stevenson nicht richtig beurteilen könne.

Man kann dieses Argument zwar aus den Daten von Stevenson widerlegen, aber das erfordert eine genaue Beschäftigung mit der Materie. Viel einfacher ist es, Beispiele aus dem eigenen Kulturkreis vorzulegen. Für die USA ist dies bereits geschehen, für Europa stand es noch aus. Deshalb war es höchste Zeit, dass nun dieses Buch geschrieben wurde. Und es ist gut, dass diese Aufgabe vom besten Experten auf diesem Gebiet, dem „Vater der Reinkarnationsforschung“, selbst unternommen wurde.

Warum fand sich kein Europäer als Autor? Eine Antwort darauf liefert Stevenson indirekt in seinem Buch: Das in Jahrzehnten aufgebaute Informationsnetzwerk von Stevenson musste 30 Jahre ins Land gehen lassen, bis 32 brauchbare Fälle aus Europa gefunden und recherchiert waren, um sie in diesem Buch veröffentlichen zu können. Hierzulande findet man eben keine Beispiele in der Tageszeitung. Man spricht auch nicht darüber, außer in abfälliger Art. Nicht gerade ein Forschungsfeld mit rosigen Erfolgsaussichten. Weltweit gibt es daher nur vier weitere universitäre Forscher auf diesem Gebiet (Island: Haraldsson; Tasmanien: Keil; Indien: Pasricha; Kanada: Mills). Ihre Ergebnisse bestätigen die Arbeit von Stevenson.

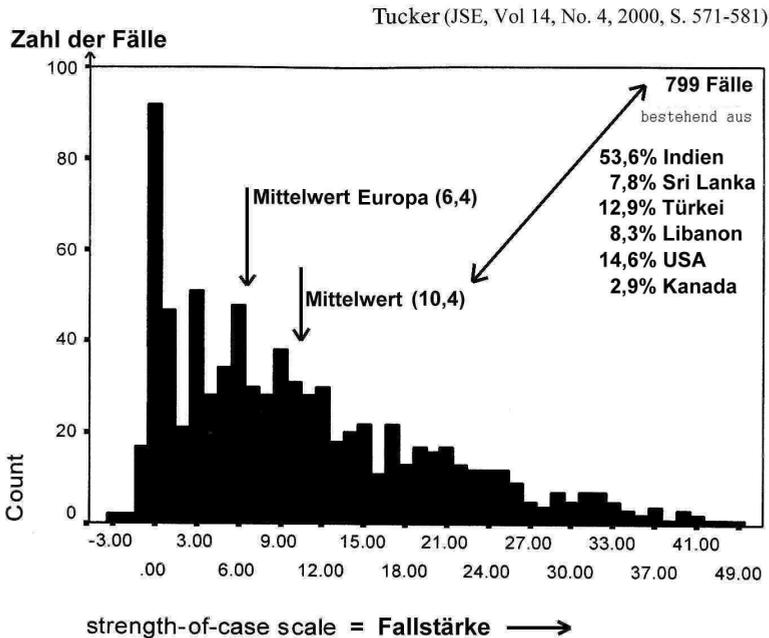
Das Buch gliedert sich wie folgt: Einem kurz gehaltenen Kapitel über den Glauben an die Reinkarnation in Europa folgt ein erstes Kapitel mit 8 „historischen“ Fallbeispielen aus dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, die der Literatur entnommen, also von Stevenson nicht weiter nachgeprüft wurden. Dabei fällt allerdings auf, dass Stevenson einige Autoren bzw. einschlägige Bücher nicht aufführt, die es nach Meinung des Rezensenten durchaus verdient hätten, genannt zu werden, auch wenn sie das Stevensonsche Qualitätsmaß nur knapp oder gar nicht erreichen (zu denken wäre hier beispielsweise an *The Children that Time Forgot* von Peter und Mary Harrison oder an *Yesterday's Children* von Jenny Cockell).

Den Kern des Buches stellen 32 von Stevenson recherchierte, „moderne“ Beispiele aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts dar. Davon sind 21 als „Kinderfälle“ gekennzeichnet, 7 als Fallbeispiele für wiederkehrende, lebhaftere Träume (vergleichsweise viele!) und 4 als Mischfälle.

Stevenson stellt fest, dass diese Fälle aus Europa dieselben typischen Merkmale aufweisen, wie die schon bekannten Beispiele aus aller Welt. Fälle in Europa zu finden, stellte sich für

ihn aber als viel schwieriger heraus, als in anderen Ländern. Man weiß nicht, ob sie seltener auftreten oder nur schwerer zu finden sind.

Die Überzeugungskraft dieser europäischen Fälle erreicht nicht das internationale Niveau. Stevenson sagt das auch an mehreren Stellen im Buch. Man erkennt dies bereits daran, dass nur bei zwei Beispielen die für Stevenson typischen Tabellen über die wichtigsten Merkmale und deren Nachprüfung auftauchen. Viele Informationsquellen waren nicht (mehr) erreichbar. Von 22 Fällen blieben 7 ungelöst und 15 waren Fälle innerhalb der gleichen Familie, wo „normaler“ Informationstransfer nicht sicher ausgeschlossen werden kann. Aber 16 der 22 Fälle zeigten ein ungewöhnliches Verhalten, wie z. B. Phobien, ungewöhnliche Neigungen oder Fähigkeiten in Übereinstimmung mit Eigenschaften der früheren Person, die wohl kaum alternativ (z.B. durch Super-ASW) erklärt werden können. Trägt man den nach Tucker ermittelten Mittelwert für die Fallstärke der Europäischen Fälle in das Diagramm von Tucker für internationale Fälle ein, so sieht man den Unterschied unmittelbar graphisch:



Den besten Wert erreicht der Fall 29 von Ruprecht Schulz. Auch wenn die Erinnerung hier nicht, wie üblich, von einem kleinen Kind, sondern von einem Erwachsenen stammt, sei der Fall hier kurz zusammengefasst, weil er einer der seltenen deutschen Fälle ist, und auch, um dem mit der Materie weniger Vertrauten ein konkretes Beispiel an die Hand zu geben. Ruprecht Schulz wurde am 19. Oktober 1887 in Berlin geboren. Er war ein erfolgreicher Geschäftsmann. Bis zum Anfang des 2. Weltkrieges hatte er bereits 200 Angestellte.

Im Krieg war er für die Feuerwache in Berlin eingeteilt. Er war es gewohnt, in den Nächten der Wochenenden für seine Firma zu arbeiten und so machte es ihm nichts aus, zur Feuerwache wach zu bleiben. Er verband den Dienst einfach mit der Erledigung der in der Woche liegen gebliebenen Arbeiten aus der Firma. Dazu musste er oft in einen spärlich beleuchteten Korridor gehen, wo ein altertümlicher Tresor stand, um seine Rechnungsbücher von dort zu holen.

Seine Müdigkeit und die Dunkelheit im Korridor führte wohl dazu, dass er gelegentlich und kurzzeitig in einen traumhaften Zustand geriet. In diesem halbawachen Zustand hatte er immer wieder das Gefühl, schon einmal in der gleichen Situation gewesen zu sein wie jetzt am Tresor. Dieses Gefühl steigerte sich im Lauf der Zeit, bis er schließlich Bilder vor seinem inneren Auge sah, die ihn selbst in altertümlicher Kleidung darstellten; mit weißem Stehkragen und dunklem Anzug.

In den folgenden Wochen wurden die Dinge klarer und schließlich fertigte er ein Protokoll über seine Erfahrung an. Leider ging dies in den folgenden Kriegswirren verloren, aber 1952, noch vor irgendwelchen Nachprüfungen, fand er Zeit und Muße, aus dem Gedächtnis noch einmal ein Protokoll anzufertigen. Darin steht sinngemäß folgendes über seine mutmaßliche frühere Existenz:

Er lebte als Geschäftsmann in einem kleinen, norddeutschen Hafenstädtchen. Sein Geschäft hatte mit Holz und Schiffen zu tun. Er lebte in einem altmodischen Haus, in dem in einem dunklen Raum ein antiker Safe stand, in welchem er seine Geschäftsbücher und Geld aufbewahrte. Eines Tages ging er zum Safe und schaute in seine Bücher. Dabei stellte er fest, dass sein Geschäft bankrott war. Außerdem hatte ihn ein bisher vertrauenswürdiger Angestellter betrogen und war mit dem Bargeld geflohen. An einem Feiertag ging er in einen Raum und jagte sich eine Kugel in die rechte Schläfe. Dabei trug er seinen Feiertagsanzug. Dies ereignete sich ca. 1885, als er ca. 40 Jahre alt war.

Ab Mitte 1952 begann Ruprecht Schulz Nachforschungen anzustellen. Er schrieb an die Stadtverwaltungen aller norddeutschen Hafenstädte, auch nach Hamburg, Bremen und Kiel, obwohl er das Gefühl hatte, Wilhelmshaven könne die richtige Stadt gewesen sein. Nur von Wilhelmshaven erhielt er eine positive Nachricht, die nach einer Nachfrage folgendes besagte:

Ein Holzhändler und Sägewerker namens Helmut Kohler habe sich mit 54 Jahren am 23.12.1887 erschossen (später als ungenau erkannt; richtig: 23.11.1887). Sein Sohn Ludwig lebe noch. Die Adresse wurde angegeben.

Ruprecht Schulz setzte sich sofort mit Ludwig Kohler in Verbindung und hatte Glück, dass dieser bereit war, über das Leben seines Vaters Auskunft zu erteilen. Dabei kam folgendes heraus:

Der Vater, geboren am 7.1.1834, besaß ein bedeutendes Geschäft für Holzhandel und ein Sägewerk in Wilhelmshaven. Das Büro war in einem einstöckigen Gebäude mit kleinen Fenstern gen Norden, so dass die Räume dunkel waren. In der Ecke eines Raums stand ein antiker Safe, in dem die Geschäftsbücher, wichtige Papiere und Bargeld aufbewahrt wurden. Sein Vater trug für gewöhnlich dunkle Kleidung und setzte beim Ausgehen einen Zylinderhut auf.

Er erwartete einen Anstieg des Zolls auf Importhölzer und kaufte spekulativ eine große Menge davon. Die Zollerhöhung kam tatsächlich, aber der Holzpreis verfiel dennoch. Er hatte danach Schwierigkeiten, seine Rechnungen zu bezahlen. Zusammen mit seinem Kaufmann versuchte er, mit nicht ganz legalen Mitteln, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Der Kaufmann bekam allerdings 'kalte Füße' und floh mit einem Großteil des noch vorhandenen Geldes nach Amerika. Der Vater geriet darüber in solche Panik, dass er sich am Buß- und Betttag (16. Nov. 1887) in den Kopf schoss. Die Sterbeurkunde legt den Todestag auf den 23. Nov. 1887 fest. Eine Zeitungsnotiz über den Tod stammt vom 24. Nov. 1887. Die Firma ging in Konkurs, obwohl dies nicht nötig gewesen wäre. Der übereilte Notverkauf des Firmeneigentums erbrachte noch genügend Mittel, um die Gläubiger zufrieden zu stellen.

Neben diesen Übereinstimmungen ist folgendes noch interessant: Wenn Rupert Schulz als kleiner Junge ausgeschimpft wurde oder schlechter Stimmung war, hatte er die Angewohnheit, seine Hand zu einer Pistole zu formen, sich an die Schläfe zu halten und zu sagen: „Ich erschieße mich.“ Dies tat er so oft, dass er darüber mit seiner Mutter Ärger bekam. Revolver interessierten ihn vor allen anderen Waffen. Aber er war kein Waffennarr. Von früh an interessierte er sich für Schiffe und Schifffahrt. Er sammelte Modelle und Bilder von Schiffen. In finanziellen Angelegenheiten war er als extrem vorsichtig, geradezu risikoscheu bekannt. Die Behauptung, Herr Schulz habe seine mutmaßlich ehemaligen Söhne auf Fotografien unter vielen anderen Schülern erkannt, konnte nicht nachgeprüft werden. Ruprecht Schulz hatte vor Beginn der Recherchen keinerlei Beziehung zu Wilhelmshaven oder der Familie Kohler. Aus der späteren Veröffentlichung seiner Geschichte bezog er keinen Gewinn an Geld oder Ansehen. Dieser Fall zählt zu den wenigen mit „unnormalen“ Daten, weil die heutige Person ca. 5 Wochen vor dem Tod der früheren geboren wurde.

An der späteren Nachprüfung des Falls haben sich Prof. Hans Bender, Dr. Karl Müller und Prof. Ian Stevenson beteiligt. Dazu haben sie Geburtsurkunden und Todesanzeigen herangezogen. Da der Name der früheren Person nicht genannt worden war, ist es nicht ganz auszuschließen, dass auch eine andere passende Person hätte gefunden werden können. Stevenson hält dies allerdings angesichts von 13 zutreffenden und 2 fast richtigen, z.T. außergewöhnlichen Merkmalen für sehr unwahrscheinlich.⁵

Leider ist hier nicht Raum für weitere Beispiele. Jeder Fall enthält eine andere Mischung der vielen möglichen Elemente, so dass sich das Bild erst rundet, wenn man dieses und andere Bücher von Stevenson gelesen hat, in denen auch die stärkeren asiatischen Fälle oder solche aus der Türkei (Aleviten) oder dem Libanon (Drusen) behandelt, die Bedeutung von Verhaltens- und Geburtsmerkmalen herausgestellt und die zahlreichen Erklärungshypothesen gegeneinander abgewogen werden.

⁵ Anmerkung der Redaktion: Bisher nicht bekannte Fälle können dem Rezensenten, Dieter Hassler, unter www.reinkarnationsforschung.de oder Tel. (09131) 51999 gemeldet werden.

Henry H. Bauer

Science or Pseudoscience:

Magnetic Healing, Psychic Phenomena, and Other Heterodoxies

University of Illinois Press, Urbana/Chicago 2001

ISBN 0-252-02601-2, 275 Seiten, \$ 29,95 [ca. € 27,75]

Rezensent:

HORST FRIEDRICH⁶

Wie im Kasperle-Theater, zur Freude der Kinder, der gute Kasperle auf den bösen Teufel eindrischt, so pflegen bekanntlich manche selbsternannten „Weltanschauungshüter“ unserer „Skeptiker“-Organisationen (CSICOP, GWUP) mit dem Knüppel „Pseudowissenschaft!“ auf all jene einzuschlagen, die nicht ihre szientistische Sicht teilen und stattdessen anomalistischen Forschungen Wert beimessen. Mancher selbst gebildete Laie, der ja normalerweise in der „Wissenschaft von der Wissenschaft“ keine eigene Kompetenz erwerben konnte, mag sich da oft schon gefragt haben, was es mit diesem Pseudowissenschafts-Vorwurf eigentlich für eine Bewandnis hat.

Für eben solche, dergleichen Auseinandersetzungen von außen beobachtende und teilnehmende Laien wird Henry Bauers klar geschriebenes Buch eine große Hilfe bei der eigenen Urteilsfindung sein. Aber nicht nur für sie. Das Buch gehört eigentlich in jede Institutsbibliothek. Denn auch unsere im „Establishment“ beschäftigten Wissenschaftler sind in ihrer großen Mehrheit – was den Außenstehenden überraschen mag – in der „Wissenschaft von der Wissenschaft“ normalerweise nicht gerade sattelfest. Sie dürften mehrheitlich der Meinung sein, dass der Begriff „Pseudowissenschaft“ einen klar beschreibbaren Gegenstand hat.

Diese Illusion wird im vorliegenden Buch von Henry H. Bauer gründlich zerstört. Der Autor, gebürtiger Österreicher, ist Professor emeritus of Chemistry and Science Studies und Dean emeritus of Arts and Sciences am Virginia Polytechnic Institute sowie Editor-in-Chief des *Journal of Scientific Exploration*. Besagter Illusion, die sich einem unrealistischen und aus wissenschaftsphilosophischer Sicht fragwürdigen Verständnis von Wissenschaft verdankt, nimmt Bauer sich bereits im ersten Kapitel „What gets called pseudoscience“ an. Er konstatiert, dass das, was er „Anomalistik“ nennt, von anderen als „Pseudowissenschaft“, „alternative Wissenschaft“ etc. bezeichnet wird, und wirft den CSICOP-„Skeptikern“ vor, dass sie einfach alle, die nicht ihre Schulwissenschaftsgläubigkeit teilen, als Befürworter von „Pseudowissenschaft“ diffamierten.

Bauer bemerkt dazu vollkommen zutreffend: „In point of literal fact, anomalists could call themselves 'skeptics' with just as much warrant as those who debunk pseudoscience, since anomalists are genuinely skeptical in relation to much of currently accepted scientific theory“ (S. 16). In der Tat kommt nach Ansicht des Rezensenten die Usurpierung des Wortbegriffs „Skeptiker“ durch CSICOP/GWUP in gewisser Weise einem Etikettenschwindel nahe,

⁶ Dr. Horst Friedrich ist Wissenschaftshistoriker und Pensionär in Wörthsee.

denn jene Weltanschauungsfanatiker sind ja eben gerade nicht (was im Interesse der Weiterentwicklung unserer Wissenschaften das Wichtige wäre) skeptisch gegenüber den Lehrmeinungsgebäuden unserer Schulwissenschaft, sondern legen diesen gegenüber eine laienhaft-naive Gläubigkeit an den Tag und attackieren und diffamieren jene, die diese simplistische Gläubigkeit und das mit ihr oft verbundene reduktionistische Wissenschaftsverständnis nicht teilen. Es lässt sich mithin fragen: Auf welcher Seite liegt denn hier nun eigentlich die Unwissenschaftlichkeit?

Die „Skeptiker“ sollten also meines Erachtens mit dem Vorwurf „Pseudowissenschaft“ – oder gar „Pathologische Wissenschaft“ – sehr vorsichtig umgehen, auf dass sich dieser Vorwurf nicht gegen sie selbst kehre. Oder anders ausgedrückt, wie Bauer in seinem Buch schreibt: „As to philosophy of science, debunkers illustrate well the aphorism that having merely a little learning can be a dangerous thing“ (S. 71). Ebendort hatte er zuvor bereits die Erz- und Ur-Sünde der heutigen organisierten „Skeptiker“ zutreffend mit den Worten kritisiert, dass „the disbelievers often rely on outdated notions about the nature of science“.

Im Verlauf der ungemein aufschlussreichen *Tour d'horizon* zum Problem „Wissenschaft versus Pseudowissenschaft“, die sein Buch darstellt, kommt Bauer wiederholt auf dieses Grundproblem unserer organisierten „Skeptiker“ zurück. Er skizziert beispielsweise die einflussreichen Ausführungen von Irving Langmuir (Nobelpreis 1932) aus dem Jahre 1953 zum Thema „pathologischer Wissenschaft“, muss aber am Ende das Fazit ziehen: „Langmuir's talk was timely and made interesting suggestions. However, those stand up no better as diagnostics than do other suggested criteria for distinguishing science from pseudoscience“ (S. 117). An anderer Stelle wird Bauer noch konkreter und expliziter, indem er verbreitete illusionäre Vorstellungen über „Wissenschaftlichkeit“ zerstört: „There is a very high level of ignorance about how science works, how authoritative it can be, what makes something science. Not much about the history of science is widely known, nor about philosophy of science, which does *not* characterize science as 'using the scientific method' or a dealing only in falsifiable theories, as the two most popular misconceptions continue to assert“ (S. 230, Hervorhebung im Original).

Es ist wichtig, diesen Punkt festzuhalten, da diese irreführenden Behauptungen im ideologischen Gerede unserer „Skeptiker“ ständig wiedergekaut werden: Es gibt keine klar definierte, generell anwendbare „wissenschaftliche Methode“, keine „Kriterien von Wissenschaftlichkeit“. Und dass man sich in den Wissenschaften generell nur mit falsifizierbaren Theorien beschäftige, trifft ebenfalls nicht zu. Es hilft alles nichts, man muss den Tatsachen ins Gesicht sehen: die Wortbegriffe „Pseudowissenschaft“ und „Pseudowissenschaftler“ sind und bleiben nun einmal leere Worthülsen, mit denen nichts Vernünftiges anzufangen ist. Wir sollten sie also allmählich aus unserem Wortschatz ersatzlos streichen. Wie übrigens m.E. auch den verwandten Begriff „Parawissenschaften“, mit dem es nicht viel besser bestellt ist. Ohnehin sind Verallgemeinerungen fragwürdig, man muss jeden Fall für sich betrachten.

Es scheint mir aufschlussreich, einige weitere Passagen aus Bauers exzellentem Werk zu zitieren und sie ggf. kurz zu kommentieren: „Perhaps the most common illusion“, schreibt Bauer auf S. 7, „is that science uses a 'scientific method' that guarantees objectivity“. Darüber sprachen wir soeben. Es erscheint aber wichtig, dass auch die angeblich durch Wissen-

schaft erreichbare Objektivität (etwa von Auffassungen über die Natur des Universums) hier von Bauer als Illusion gekennzeichnet wird. "To point out that science is not perfect nor all-powerful is surely not to denigrate it ... My ulterior motive is not to disparage science but to suggest that serious anomalistics be allowed a measure of respect, as an honest seeking of knowledge within mysteries more intractable even than those grappled with in the mainstream of natural science" (ebd.).

Bauer hebt hervor (S. 12 und 34), dass die Naturwissenschaft monolithisch angelegt sei, während die Sozialwissenschaften und die Anomalistik multiparadigmatisch seien und „encompass disparate schools of thought“. Dies erscheint dem Rezensenten als ein ganz wichtiger Punkt. Er hat keinen Zweifel, dass wir eine wahre Wissensexplosion erleben würden, könnten wir unsere Naturwissenschaft (und noch ein paar andere Disziplinen) ebenfalls multiparadigmatisch organisieren.

„The world is full of things for which science has no explanation“, betont Bauer (S. 79). Warum tun sich unsere Establishmentwissenschaftler nur so schwer, das zuzugeben. Warum muss immer so getan werden, als habe „die Wissenschaft“ schon überall den Durchblick, etwa wie das Universum entstand (als wären die Astrophysiker und Kosmologen dabei gewesen), wie der Jetztmensch aus affenähnlichen Vorfahren während des „Großen Eiszeitalters“ sich herausentwickelte, wie die alten Ägypter die Gizeh-Pyramiden bauten und dergleichen mehr? Es ist dies genau genommen ein scharlatanesischer Zug unserer Schulwissenschaft – zur Erinnerung: unter „Scharlatanerie“ versteht man das Vortäuschen eines bestimmten Wissens oder einer bestimmten Kompetenz. Auf die Naturwissenschaften gemünzt, wird Bauer an anderer Stelle noch expliziter: "The world is full of natural phenomena of which most of us are quite ignorant, and many of which science is ignorant" (S. 80).

Zum Thema Grenzgebietsthemen konstatiert der Autor vollkommen zutreffend: "Rather than insisting on a stark dichotomy between genuine science and pathological or pseudoscience, one must recognize that quite a number of pioneering studies straddle the fence" (S. 142). Der Rezensent hat anderenorts darauf hingewiesen, dass selbstredend alle unsere Wissenschaftsgebiete überlappen (da ja die Schubfächer-Einteilung menschengemacht ist und nicht in der Natur liegt), und dass deswegen multidisziplinäre Studien in den Überlappungsgebieten besonders wichtig für die Fortentwicklung unserer Wissenschaften sind. "The border between mainstream and unorthodoxy is neither stable nor easily defined", bemerkt Bauer (S. 182) – fast eine Binsenweisheit. Aber wer sie wirklich verstanden hat, wird vermeintliche „Pseudowissenschaften“ weitaus entspannter sehen als jene, die am derzeitigen Stand der Wissenschaft kleben bleiben.

Auch die exaltierten Warnungen der „Skeptiker“ vor angeblichen Gefahren, die von einer Beschäftigung mit „Pseudowissenschaft“ ausgehen, nimmt Bauer aufs Korn: „Yet loud voices warn us that paranormal beliefs do represent a serious threat to society ... I believe it important to resist not only religious superstition but also scientific superstition, the notion that science and only science has all the answers. Some debunking of 'pseudoscience,' though, plays into the superstitions just as much as works like *Worlds in Collision* play into religious superstition" (S. 200).

„CSICOP desperately wants the whole society to believe as it does“, fährt Bauer fort (S. 204). In der Tat betreiben unsere „Skeptiker“ nach Ansicht des Rezensenten eher eine Art

sektiererhaftes Missionierungsunternehmen. In eben diesem Sinne konstatiert Bauer auch weiter: “The crusaders against pseudoscience behave more like fanatical evangelists of a scientific religion than as dedicated public educators” (S. 206). – “Beware those whose self-proclaimed mission is 'to educate the public', to induce scientific literacy in order to banish irrationality and the like” (S. 227). Schon einige Seiten zuvor hatte Bauer beobachtet: “One might also argue the case that seeing the world only through lenses provided by science is a form of escapism that avoids the real questions of human existence, which are about meaning and purpose” (S. 214).

“For science globally rather than in specific detail”, so lautet eine der Schlussfolgerungen aus Henry Bauers Buch, “anomalistics can be a needed balance to hubris to which science and scientists are tempted in the wake of science's magnificent progress over the last few centuries and the high societal status science has thereby gained” (S. 236).

Von einer Rezension erwartet man auch kritische Anmerkungen. Zweifellos hätte man das Buch auch anders strukturieren können, aber das ist weitgehend Geschmackssache. Nicht einig war der Rezensent mit dem Autor hinsichtlich dessen allzu kritischer Ablehnung des „Erz-Häretikers“ Velikovsky. Schließlich kann letzterer mit gutem Recht als Vater des Neo-Katastrophismus angesehen werden. Kein geringes Verdienst.

Renate Schmalenbach

Topographie des Grauens

Zur Gestaltung literarischer Räume in unheimlich-phantastischen Erzählungen

(Literaturwissenschaft in der Blauen Eule Bd. 37 / Phil. Diss., F. U. Berlin, 2002)

Verlag Die Blaue Eule, Essen 2003

ISBN 3-89924-025-1, 322 Seiten, € 36,00

Rezensent:

WILHELM GAUGER⁷

Es ist ein Merkmal anomaler Phänomene, dass sie in unerhörter Weise die künstlerische wie die banale Phantasie anregen. Mit ersterer hat es die anglistische Arbeit von Renate Schmalenbach zu tun. Die einleitenden Kapitel können auch hervorragend zur Einarbeitung in ein bestimmtes Gebiet der Literatur dienen – eben die phantastische Literatur und hier wieder solche Erzählungen, in denen „Geisterhaftes“ oder Anomales erscheint, angedeutet oder nahegelegt wird. Die Verfasserin spricht auch von der *short story of the supernatural*.

Die Arbeit geht allen bisher auf dem Gebiet verwendeten literaturwissenschaftlichen Methoden nach – innerliterarischen Ansätzen, dem strukturellen Versuch, psychologischen Theorien, der soziologischen Lesart – und entscheidet sich sinnvollerweise für ein pluralisti-

⁷ Prof. Dr. Wilhelm Gauger ist em. Professor für Anglistik am Institut für Englische Philologie der Freien Universität Berlin.

ches Vorgehen. Sie grenzt auch die untersuchten Erzählungen ab von verwandten Typen: dem Mythos, von Märchen und Sage, von der Utopie, der Science Fiction, der Detektiv-erzählung, der Fantasy und dem parapsychologischen Fallbericht. Als Fazit bleibt, dass die unheimlich-phantastische Erzählung sich „als ein von der Verfremdung des Gewohnten geprägter literarischer Text“ präsentiert, „in dem die sinnlich wahrnehmbaren Folgen des Einbruchs einer 'anderen' Dimension in die 'normale' fiktionale Welt handelnde Figuren wie Leser zu anhaltender Unschlüssigkeit hinsichtlich des Realitätsstatus des Geschehens veranlassen“ (S. 70); damit scheidet sowohl innerhalb der Erzählung wie auf außerliterarischer Ebene eine „wissenskonforme Erklärung“ aus.

Im Folgenden behandelt die überaus gewissenhafte Verfasserin den Raum als „Kategorie der Welterfahrung“, also nicht – oder nur am Rande – als physikalisch-mathematisch zu sehendes Phänomen; sie spricht vom „gelebten Raum“, seiner Gestimmtheit, der Orientierung in ihm, um dann den Raum als Kategorie ästhetischen Gestaltens zu beschreiben. Überaus interessant dann das Kapitel über den literarischen Raum und seine Beziehung zum empirischen Raum, wobei sich auch die Frage nach der Definition von Wirklichkeit und Realität stellt. Das kann hier nicht im Einzelnen ausgeführt werden, stößt aber an verwandte Probleme in der Anomalistik. Nicht genug damit: Ausführlich wird das Phänomen des Unheimlichen erörtert.

Danach kommt die Arbeit auf die geschichtliche Entwicklung des gotischen Schauerromans zu sprechen und verfolgt dann den Raum als Handlungselement in den Erzählungen nach dem Schauerroman, wo er zunächst noch Kulisse ist. Untersucht werden E. A. Poes *The Fall of the House of Usher* (1839), Sheridan Le Fanus *An Account of Some Strange Disturbances in Aungier Street* (1853) und *Green Tea* (1872), *The Turn of the Screw* (1898) von Henry James, *The Shadow over Innsmouth* (1931, 1936) von H. P. Lovecraft, *The Demon Lover* (1945) von Elizabeth Bowen und *Down There* (1978) von Ramsey Campbell. Diese eingehenden Analysen exemplarisch zusammengestellter Texte belegen dann neben der „Hermetik“ und Unübersichtlichkeit des Raums eine zunehmende Intensivierung räumlicher Kontraste, aber auch deren Aufhebung, die Inkongruenz von Raumzweck und Raumfunktion, die Isolierung räumlicher Details aus ihrem ursprünglichen Kontext, die Verräumlichung einer ungunstigen Vergangenheit, die Anthropomorphisierung eigentlich unbelebter Raumelemente sowie die Erfüllung der durch Gerüchte oder Warnungen an einen Ort gestellten Raumerwartungen (S. 298).

Es handelt sich um eine Untersuchung von überaus sauberer, konsequenter und gewissenhaft methodischer Reflexion, die dann alle Thesen in Einzelanalysen belegt und benennt. Zwar weiß sie sorgfältig das Fiktionale vom Empirischen zu trennen, ist sich aber eines Grenzgängertums jederzeit bewusst. Sie könnte auch Untersuchungen anregen, die die festgestellten Entwicklungen im literarischen Raum aufgreifen und vielleicht Ähnliches oder auch davon Abweichendes im empirischen Bereich verfolgen, der seinerseits ja ebenfalls ein großes fiktionales Element enthält. Wie also kommt Fiktion zustande?

Hans-Werner Schütt

Auf der Suche nach dem Stein der Weisen

Die Geschichte der Alchemie

Beck, München 2000

ISBN 3-406-46638-9, 602 Seiten, € 34,90

Rezensent:

NIKOS PSARROS⁸

„Was ist die Alchemie?“ – Um diese Frage zu beantworten, so Hans-Werner Schütt, muss man *vielen* Geschichten erzählen. Geschichten wovon? – Von der Alchemie ... Der Kreis, der sich hiermit schließt, bedeutet nicht, dass wir uns im Kreis drehen, denn er ist ein „Kreis der Lebenserfahrung und -deutung“, ein so genannter „hermeneutischer Zirkel“. Damit ist gemeint, dass, damit man Geschichten von der Alchemie erzählen kann, man eine bestimmte Lebenserfahrung mit „alchemischen“ Sachverhalten haben muss. Wie erwirbt man diese Erfahrung? Indem man sich mit solchen Sachverhalten vertraut macht und sich in die Tradition der Alchemie einordnet.

Ist diese Tradition aber noch lebendig? Sie muss es sein, sonst könnten wir ihre Geschichten nicht erzählen. Sie muss aber nicht genauso in Erscheinung treten und denselben Stellenwert besitzen, den sie in der Antike oder im Mittelalter besaß: Alchemische Sachverhalte verbindet eine historisch und kulturell gewachsene „Familienähnlichkeit“, die nicht nur diachron – im Laufe der Zeit –, sondern auch synchron – während einer Epoche – eine enorme Vielfalt zeigt. Die Geschichte der Alchemie hat somit den Charakter einer Familiengeschichte. Sie umfasst Personenbeschreibungen und die Schilderung ihrer Beziehungen untereinander, wobei jedes Familienmitglied nicht nur nach seiner individuellen Lebensleistung, sondern auch nach seinem Beitrag „zur Familie“ bewertet wird.

Eine derartige Unternehmung ist schon für eine durchschnittliche Familie, die „nur“ drei bis vier Generationen und einige Dutzend Personen umfasst, kaum zu bewältigen – auch beim Vorhandensein eines gut gepflegten Familienarchivs nicht. Umso unmöglicher erscheint diese Unternehmung, wenn die Familie, wie im Falle der Alchemie, auf eine über dreitausendjährige Vergangenheit zurückblickt, wenn die Verwandtschaftsverhältnisse unklar sind und das Familienarchiv aus Dokumentenfetzen besteht. Hans-Werner Schütt hat sich von dieser Ausgangslage nicht beirren lassen und präsentiert uns in seinem Buch das bunte Mosaik der Saga der alchemischen Familie, die bis heute lebendig geblieben ist, auch wenn ihre Stellung in unserer Kultur sich kaum mit ihrer vergangenen Bedeutung vergleichen lässt.

Hans-Werner Schütt nimmt uns mit auf eine Reise, eine Reise von der Weisheit bis an die Grenze der Wissenschaft, die im hellenistischen Alexandria ihren Anfang nimmt, obgleich „die Familie“ viel älter ist und ihre Wurzeln bis in altägyptische Glashütten, phönizische

⁸ Dipl.-Chem. Dr. habil. Nikos Psarros, promovierter Chemiker und habilitierter Philosoph, ist Privatdozent am Institut für Philosophie der Universität Leipzig.

Purpurküchen und altgriechische Gießereien und Giftmischer„laboratorien“ zurück reichen. Doch in Alexandria tritt die „Familie“ selbstbewusst in die Öffentlichkeit. Schütt führt uns in Tempel, zeigt uns die Klausen von Mystikern, Heilkundigen und Philosophen, erläutert ihre Geräte und Methoden und ihre Ziele. Letztere waren schon damals genauso vielfältig und teilweise miteinander unvereinbar wie tausend Jahre später im Hochmittelalter und noch später in der Romantik.

Mit Schütt betreten wir die verschiedenen Häuser der „Familie“, werfen einen Blick auf die Gerätschaften, verfolgen ihre Veränderung im Laufe der Jahrhunderte, bewundern die Verfeinerung der Methoden und begegnen „Familienmitgliedern“ wie Zosimos, Maria der Jüdin, Olympiodoros, Gabir ibn Hayyan, Ar-Razi, Theophilus Presbyter, Thomas von Aquin, Roger Bacon, Nicolas Flamel, Isaac Newton und Johann Wolfgang von Goethe. Manche sind uns auch aus anderen Zusammenhängen bekannt, und einige, vor allem die aus der Neuzeit, würden wir kaum der „Familie“ zurechnen.

Was verband bzw. verbindet diese Personen, was ist das Gemeinsame ihrer Tätigkeiten? Läuterung, der Wunsch nach Beherrschung von Stoffumwandlungen, die Suche nach Weisheit und dem Sinn des Lebens, Gier nach Reichtum, Unsterblichkeit, wissenschaftliche Neugier? Hans-Werner Schütts Familiensaga macht deutlich, dass alle diese Faktoren mit im Spiel waren, mal stärker, mal schwächer.

Die Geschichte der Alchemie ist in einem lockeren Stil erzählt, ohne jedoch auf historische Genauigkeit zu verzichten. An manchen Stellen ist diese Genauigkeit vielleicht übertrieben, doch im Ganzen bekommt der Leser einen guten Überblick und ein profundes Nachschlagewerk zugleich.

Ein Frage bleibt allerdings offen: Wie ist das Verhältnis der alchemischen Familie zur anderen Großgruppe, die sich der Erforschung des Stofflichen verschrieben hat – zur Chemie? Was unterscheidet alchemische Weisheit vom chemischen Wissen? Hans-Werner Schütts Saga weist in dieser Hinsicht einen „blinden Fleck“ auf. Doch hier liegt das Geheimnis, das gelüftet werden sollte.

Prodosh Aich

Lügen mit langen Beinen

Entdeckungen, Gelehrte, Wissenschaft, Aufklärung

Acharyya-Verlag, Oldenburg 2003

ISBN 3-935418-02-7, 437 Seiten, € 35,00

Rezensent:

HORST FRIEDRICH⁹

Der Rezensent hat Prodosh Aichs schier unglaubliche „dokumentarische Erzählung“ mit wachsender Faszination gelesen. Fast müsste man das Buch einen „Wissenschafts-Krimi“ nennen. Es ist immer wieder höchst lehrreich, wenn sich ein kompetenter Soziologe mit

⁹ Dr. Horst Friedrich ist Wissenschaftshistoriker und Pensionär in Wörthsee.

dem tatsächlichen Zustandekommen von vom Mainstream akzeptierten Lehrmeinungskomplexen (Paradigmata) beschäftigt – indem er Person, wissenschaftliches Lebenswerk und Umfeld der an deren Entstehung beteiligten Gelehrten intensiv studiert.

Dies hat Aich für die Behauptung einer „indogermanischen Ursprache“ respektive „indogermanischen Sprachfamilie“ sowie einer „indogermanischen Rasse“ (ein Konzept, das ethnische und linguistische Kriterien vermengt) getan. Sein Werk dokumentiert, auf welche wissenschaftlich höchst fragwürdige Weise im Verlaufe des 17. bis 19. Jahrhunderts – von vermeintlichen Sanskrit-Gelehrten – dieser vielleicht folgenschwerste „Weltbild-Luftballon“ der Wissenschaftsgeschichte aufgepustet wurde. Aus dieser „Arier“-Phantasterei entwickelte sich bekanntlich – nicht zwangsläufig, aber historisch faktisch – zunächst innerhalb der universitären Wissenschaft und in der Folge auch unter außeruniversitären Weltbild-Ideologen der ganze moderne Rassenwahn: die Vorstellung, es gebe klar voneinander abgrenzbare Rassen der Menschheit, von denen einige höherwertig, andere minderwertiger seien. Zuerst glaubte man, eine „indogermanische Sprachgemeinschaft“ zu erkennen, später eine „indoeuropäische Sprachfamilie“ per Abstammung etwa im Sinne der Evolutions-Stammbäume der Paläontologie. Und schließlich war die „arische Rasse“ ein vermeintlich unbezweifelbares Faktum geworden, typisches Produkt des christlich-europäischen Auserwähltheits-Ticks und Sendungsbewusstseins. Selbstredend könnte es sich bei den sogenannten „indoeuropäischen“ Sprachen ebenso gut um Kreolsprachen handeln. Forschungsarbeiten in dieser Richtung dürften vielversprechend sein.

Aich dokumentiert in seinem Buch, dass nicht einer unter den großen Namen dieses Forschungsgebietes zur „indogermanischen Ursprache“ – allesamt bekannte Gelehrte des 17. bis 19. Jahrhunderts, wie etwa Filippo Sassetti, Roberto de Nobili, Sir William Jones, Franz Bopp, Léonard de Chézy, Alexander Hamilton, F. Max Müller u.a. – auch nur entfernt die notwendige fachwissenschaftliche Kompetenz besaß, solche Thesen aufzustellen, wie sie sie de facto verfochten haben. Man sollte dieses augenöffnende Werk unbedingt selbst gelesen haben.

Der Rezensent war zwar im Verlauf langjähriger Studien zu dergleichen Themen auch schon zu der Erkenntnis gekommen, dass es sich bei dem seinerzeit erstellten Lehrmeinungsgebäude um ein eher „windiges“ Unterfangen gehandelt haben müsse. Aber wie schlimm die Sache wirklich steht, ist ihm erst durch Aichs gründliche Arbeit bewusst geworden. „Schlimm“ nicht nur wegen der äußerst mangelhaften fachlichen Kompetenz, die jene beteiligten Gelehrten als Kinder ihrer Zeit nun einmal besaßen. Es ist nämlich Aichs durchaus nicht von der Hand zu weisen zusätzliche These, dass besagte Gelehrte unter erheblichem Druck seitens europäischer Superioritäts- und Vorherrschafts-Interessen standen, ihren „Arier-Luftballon“ fleißig aufzublasen. Wobei wir unter „Interessen“ zunächst vorwiegend kirchlich-missionarische, später eher imperialistisch-kolonisierende zu verstehen haben. Eine der Schlüsselfiguren war dabei der nachmalige Lord Thomas Babington Macaulay, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (mit nur 31 Jahren) die Indienpolitik des Britischen Empires dominierte. Die Details, wie gesagt, sollte sich jeder selbst zu Gemüte führen. Es lohnt.